

ELISABETH NGO NDOGN DJE

«Auch europäische Witze verstehe ich nun langsam»

Elisabeth Ngo Ndogndje ist eine sympathische, gewinnende Frau. Ein paar einleitende Worte und schon kommt ein Gespräch in Gang, das fliesst, das aus dem Vollen schöpft, das von Wesentlichem handelt.



Geboren in Kamerun:
Elisabeth Ngo Ndogndje.

Bild: kb

Ich bin bald neununddreissig und seit sechs Jahren in der Schweiz. Geboren wurde ich in Kamerun in Zentralafrika, in der Hauptstadt Yaoundé, wo ich auch aufwuchs. Mit vier Schwestern und zwei Brüdern. Ich bin die Vierte. Zwei meiner Schwestern wohnen heute auch in der Schweiz, die andern leben in Kamerun. Als ich neun war, ging Vater weg. Das war schwierig, aber zusammen mit unserer Mutter schafften wir es. Sie hatte einen Laden mit Stoffen, die wir an verschiedenen Orten verkauften. Schon in der Primarschule handelte auch ich, mit Süßigkeiten zum Beispiel. So konnte ich ein bisschen Geld verdienen. Im Gymnasium gründete ich dann eine Art kleines Unternehmen und hatte sogar Mitarbeitende. Mutter legte sehr viel Wert auf unsere Ausbildung. Wir gingen alle zur Schule und ich später auf die Universität. Mit den hundert Franken, die ich von ihr zur bestandenen Matura erhielt, baute ich einen kleinen Kiosk auf mit Prepaid-Telefonkarten und anderem. Das war cool, ich konnte damit mein Studium und meine Wohnung bezahlen.

Ich studierte Biochemie, den Master machte ich in Physiologie und Pharmakologie. Eigentlich wollte ich weiterstudieren, aber ich verlor die Motivation. Schwierig an der Uni waren nicht die Inhalte, sondern das System. Es gab schlechte Lehrer, die mit den Studentinnen Sex haben wollten. Einer versuchte es bei mir, ich wollte das nicht und brach das Studium deshalb ab.

Dann machte ich ein Kind. Ich hatte einen Freund und hoffte, das Kind werde mir neue Motivation geben.

Tatsächlich öffneten sich, sobald ich schwanger war, Fenster und neue Türen, es war wunderbar. Nur zwei Dinge waren schwierig: Mein Freund ging, weil er kein Kind wollte. Bei uns ist das üblich, achtundneunzig Prozent der Männer gehen weg. Und mein Vater starb. Finanziell immerhin ging es mir besser. Ich hatte zwar die Prüfung bestanden, aber das Diplom nicht erhalten, auch dafür muss man in meinem Land zahlen. Ich ging mit meinem dicken Bauch bis zum Direktor und er sagte: «Du sollst die Papiere sofort bekommen.»

Meine Eltern wollten wirklich, dass ich mich entwickeln konnte, später spürte ich auch die Liebe meines Vaters, aber das Schicksal wollte, dass ich meinen Weg allein suchte.

Als ich meine Tochter bekommen hatte, war alles fast perfekt. Ich fand Arbeit als Prüferin in einer Goldmine in einem Dorf und zog dorthin um. Meine Kleine blieb zuerst bei ihrem Vater, der inzwischen dazu bereit war. Als seine Mutter aber versuchte, meinen Kontakt mit dem Kind zu verhindern, konnte ich Cendrea zum Glück zu meiner Schwester geben.

Ich mochte meine Arbeit wirklich, obwohl sie am Anfang schwierig war. Wir mussten im Auftrag der Regierung den Dorfleuten Gold abkaufen, zu nicht eben guten Preisen. Auch unsere Löhne waren niedrig und es gab keinen Strom, keine Telefonverbindungen und kein sauberes Wasser. Später kamen ausländische Unternehmen, vor allem aus China, für die wir dann arbeiteten. Sie bauten viel Infrastruktur.

Ich wusste aber, dass hier nicht ewig Gold in der Erde liegen würde und dass ich etwas wirklich für mich tun wollte. Ich könnte als Mathematiklehrerin arbeiten, wie schon während der Unizeit.

Allerdings ist in meinem Land ein Studium oder eine Neuanstellung beim Staat nur bis sechsundzwanzig möglich. Ich wollte deshalb nach Gabun gehen – doch dann lernte ich meinen Mann kennen. Er war in Kamerun in den Ferien. Dann ging alles gut und schnell und ich kam in die Schweiz.

Viele Frauen in Kamerun haben den Traum, in Europa zu leben, und für eine Ausbildung oder die

Ehe ist ein Visum problemlos erhältlich. Ich aber war nicht begeistert, dass ich nun in der Schweiz leben sollte. Ich sah viele Herausforderungen auf mich zukommen. Und mein Leben in Kamerun war zu dem Zeitpunkt gar nicht unglücklich. Christoph wollte aus familiären Gründen nicht nach Kamerun zügeln. – Schliesslich war die Liebe doch das Wichtigste.

Neues braucht immer Zeit. Für meine Tochter war es anfänglich sehr schwierig. Sie sprach sehr gut Französisch, aber auf Deutsch verständigte sie sich oft mit Gesten. Jetzt spricht sie auch gut Deutsch und wird nicht mehr «Clown» genannt.

Ich besuchte viele Deutschkurse und übte die Sprache intensiv mit meinem Mann. Inzwischen habe ich das C1-Zertifikat, für C2 fehlt mir noch die Prüfung. Mein Mann motivierte mich immer, mit meiner Vorbildung könne ich etwas Anderes als Pflegehelferin oder Reinigungskraft sein. Auch eine Freundin und eine Motivationsgruppe beim christlichen Friedensdienst cfd halfen mir weiter, ich erhielt ein Mentoring und machte viele Praktika.

In meinem Land werden alte Leute ab sechzig als Hexen angeschaut, sie haben nicht Parkinson oder Demenz, sie sind Hexen. Nur die eigenen Kinder schauen zu ihnen, wenn du niemanden hast, bist du ausgestossen. Obwohl ich viele Schulen machte, konnte auch ich mich erst hier in der Schweiz von dieser Vorstellung lösen.

Es ist mein Wunsch, dass etwas ändert im Gesundheitswesen in meinem Land. Wenn sie schon so viel kostet, soll die medizinische Arbeit wenigstens richtig und hygienisch gemacht werden. Könnte ich eine Klinik eröffnen, würde ich genau kontrollieren, wie gearbeitet wird. Hier in der Schweiz werden selbst Kündigungen höflich ausgesprochen: «Sie sind dreimal zu spät gekommen, wir können leider nicht mit Ihnen weiterarbeiten.» In Kamerun erfolgen Kündigungen oftmals nicht einmal persönlich, du siehst einfach deinen Namen auf einer Liste.



Ich bin jetzt hier zu Hause, fühle, dass ich meine Füße auf dem Boden habe. Integriert sein heisst nicht nur, einen Job zu haben, sondern auch, sich wohlfühlen: hier Freunde und Freundinnen haben, nicht den ganzen Tag mit Zuhause telefonieren.

«Könnte ich eine Klinik eröffnen, würde ich genau kontrollieren, wie gearbeitet wird.»

Spass haben, lachen, auch mit Schweizerinnen und Schweizern und über die Generationen hinweg. Und Aktivitäten auch ausserhalb der Familie. Wenn du immer am Telefon hängst, bist du dort, nicht hier. Es sollte ein Gleichgewicht geben: Du kannst an Afrikaveranstaltungen gehen, deine Wurzeln spüren – aber dabei dein Leben hier nicht vergessen.

Anfänglich ging ich oft auf Leute zu, aber sie kamen nicht zu mir. Ich nahm das persönlich und empfand es als Rassismus. Eine fünfundsechzigjährige schweizerische Freundin erklärte mir dann, dass die Leute hier nicht so spontan sind. Von ihr habe ich viel gelernt. Auch europäische Witze verstehe ich dank ihr nun langsam.

Letztes Jahr fing ich die dreijährige Ausbildung zur Pflegefachfrau an. Viele Ausländer und Ausländerinnen wollen schnell Geld verdienen und nach Hause schicken, aber sie vergessen dabei sich selber.

Ein Traum? Wenn ich es erlebe, möchte ich im Alter in meiner Heimat ein Unternehmen im Gesundheitswesen gründen, mit Radiologie und Pflege. Jungen Leuten beibringen, was ich gelernt habe. Ich bin eine, die wirklich gerne hilft. Wenn ich jemandem helfe, fühle ich mich – menschlich.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi

+ 124 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf www.afdn.ch